



Vom Lustgarten ins Paradies
Jahresausstellung der Denkmalpflege zur baulichen Geschichte der Quartiere
St.Otmar, Vonwil und Paradies

Nutzungsbedingungen Plakate (PDF-Format)

Die nachfolgenden Inhalte des PDFs stehen für die private Nutzung sowie für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung frei zur Verfügung. Jegliche weitere Nutzung oder Veröffentlichung ist untersagt.

Besten Dank für die Kenntnisnahme.





Vom Lustgarten ins Paradies

Jahresausstellung der Denkmalpflege
zur baulichen Geschichte der Quartiere
St.Otmar, Vonwil und Paradies
5. Mai bis 5. Juni 2015

Vernissage
4. Mai 2015, 17.00 Uhr

Begrüssung durch Dr. Patrizia Adam
Stadträtin, Direktion Bau und Planung
Einführung durch Dr. Katrin Eberhard
wissenschaftliche Mitarbeiterin, Denkmalpflege

Führungen durch die Ausstellung
Donnerstag, 07.05.2015, 17.00 Uhr
Freitag, 22.05.2015, 12.30 Uhr

Führungen durchs Quartier, Treffpunkt Reithalle
Dienstag, 12.05.2015, 12.30 Uhr
Freitag, 29.05.2015, 17.00 Uhr

Führungen für Schulen und Gruppen
nach Vereinbarung (Telefon 071 224 56 60)

Impressum

Inhaltliche Zusammenstellung und Texte:
Dr. Katrin Eberhard, wissenschaftliche Mitarbeiterin
Raphaëla Künzle, Praktikantin
Niklaus Ledergerber, Leiter Denkmalpflege
Organisation: Anna-Lisa Camenzind,
Sekretariat Stadtplanungsamt
Andreas Schläpfer, Zivildienstleistender

Dank

Unser Dank geht an die folgenden Institutionen
und Personen, die uns freundlicherweise Leihgaben
oder Scans zur Verfügung gestellt haben:

Peter Uhler, St.Gallen

Stadtarchiv der Ortsbürgergemeinde St.Gallen
(StadtASG), Thomas Ryser

Quartierverein St.Otmar, Elisabeth Fehlmann

Baudokumentation der Stadt St.Gallen, Angelo
Chemelli und Peter Wälchli

Kantonsbibliothek St.Gallen, Vadianische
Sammlung der Ortsbürgergemeinde St.Gallen
(VadSlg), Wolfgang Göldi

Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen
(HVM), Achim Schäfer und Viktor Manser

Vermessungsamt (VA)

Bayer Partner AG Architekten

Bischoff Textil, St. Gallen, Wolfgang Keller

Hotel Restaurant Militärkantine, St.Gallen, Jacques
Erlanger

Katalin Deér, St.Gallen

Malerei Kostgeld AG, St.Gallen, Stefan Kostgeld

Alle Bilder ohne Angaben: Denkmalpflege der Stadt
St.Gallen



Panorama über zwei Postkarten, vom Berneggwald her aufgenommen, vor dem Bau der Kirche St.Otmar (1905-08). In der linken Bildmitte die Quartiere St.Otmar und Vonwil, prominent in der Bildmitte der 1904 eröffnete Güterbahnhof, dahinter das Paradies und das Kasernenareal an der Kreuzbleiche, in der rechten Bildmitte der Büchel mit dem evangelischen Kirchgemeindehaus und der Kirche St.Leonhard. Sammlung Uhler.

Einst am Rande der Stadt...



Heutige Ansicht der Quartiere St.Otmar, Vonwil und Paradies, vom Scheffelstein her aufgenommen.

Vom



Auf dem Übersichtsplan der Stadt St. Gallen von 1915 sind zum ersten Mal sowohl das Stadtgebiet als auch die Gemeinde Straubenzell (und Tablat im Osten) abgebildet. 1918 erfolgte offiziell die Eingemeindung der beiden Gemeinden in die Stadt. Rot der Verlauf der Grenze, unter anderem entlang der "Grenzstrasse" im Paradies. VA.

...heute mittendrin

Vom Lustgarten ins Paradies

Die Flur- und Quartierbezeichnungen "Lustgarten" und "Paradies" deuten noch heute darauf hin, dass sich hier, an den westlichen Grenzen des Stadtgebiets, einst fruchtbare Äcker, idyllische Gartenanlagen und grosszügige Sommersitze befunden haben. Abgesehen vom Kloster St. Leonhard, von diesen Landgütern und einiger strassensäumender Gebäude entlang der Rosenberg- bzw. der Zürcher Strasse, war die Talsohle bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend unbebaut. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann die Bautätigkeit. Es entstanden nach und nach Wohnbauten und Textilfabriken; hier gab es Platz für ein grosses Kasernenareal, für Turnhallen und Ausflugsrestaurants.

Linienführung der Eisenbahn um 1850

Mit der Erstellung der Eisenbahn veränderte sich das Gebiet um das Kloster St. Leonhard grundlegend. Wegen der Mülenschlucht war bald klar, dass die Bahnlinie von Zürich nach Rorschach die Altstadt im Norden umfahren musste. Gleichzeitig versperrte der Büchel im Nordwesten den Weg für eine Linienführung am Fusse des Rosenbergs, parallel zur Rosenbergstrasse. Ergebnis war schliesslich eine diagonale Querung der Bleichen- und Parzellenstruktur und die Entstehung des Nadelöhrs bei der späteren St. Leonhard-Brücke: Hier, an der engsten Stelle der Stadt zwischen Rosenberg und Bernegg-Hang, kreuzen sich bis heute alle Bewegungen von West nach Ost und von Nord nach Süd.

Bauliche Entwicklung und Eingemeindung

Die Quartiere St. Otmar, Vonwil und Paradies, westlich der Altstadt und des Bahnhofs gelegen, erlebten einen grossen Bauboom von 1900 bis nach dem ersten Weltkrieg. Durch die dank der Stickereiblüte entstandenen zusätzlichen Arbeitsplätze, stieg die Zahl der Stadteinwohner stark an. Der Wohnraum innerhalb der alten Stadtgrenzen reichte bei weitem nicht mehr aus, so dass der Wohnungsbau sich zunehmend auf den günstigeren Boden in den Gemeinden Tablat und Straubenzell verlegte. 1918 schliesslich wurden die ehemaligen Aussengemeinden in das Stadtgebiet einverleibt. Heute sind die Grenzen nicht mehr spürbar; nur die Grenzstrasse im Paradies verweist mit ihrem Namen noch auf die damaligen Strukturen.



Stadtansicht von St. Leonhard gesehen, um 1758. Zwischen dem Büchel und der Altstadt erstrecken sich die Bleichen für die Leinwandproduktion. Stich von David Herrliberger. Vadiana, VadSlg.



St. Leonhard: Blick von der Bernegg gegen Nordwesten, um 1860. In der rechten Bildmitte der Greifenacker; in der Bildmitte St. Leonhard mit der Zuchtanstalt, der Kirche und dem Friedhof; links davon das Landgut Lustgarten. StadtASG.



Flugaufnahme vom Paradies und der Kreuzbleiche, 1956. Der Kontrast zwischen dicht bebautem Wohngebiet und grüner Freifläche ist augenfällig. Heute dient die Kreuzbleiche ihren AnwohnerInnen als Naherholungsgebiet. Foto Gross, StadtASG.

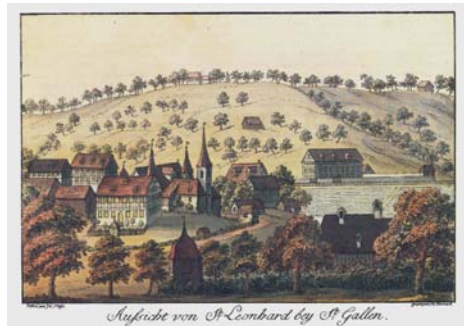


Kolorierte Postkarte von Lachen-Vonwil mit der Burg Waldegg links, dem Bahneareal im Vordergrund und dem noch unüberbauten Gebiet um die Turner-, Ilgen- und Tschokkestrasse, 1904. Sammlung Weigelt.

Lustgarten ins



Die alte Kirche St. Leonhard wurde 1516 erbaut, 1727 verändert und erweitert und im Dezember 1887 abgebrochen. Blick gegen Westen, um 1870. StadtASG.



"Aussicht von St. Leonhard bey St. Gallen", kolorierter Stich von Johann Conrad Mayr, wohl um 1790. Rechts vom Kloster liegen Leintücher auf der Guggisbleiche. Aus: St. Gallen vor 1800.



Das Klosterlein St. Leonhard, links davon das Lustgartenareal. Am rechten Bildrand zu sehen ist die so genannte "Kurzenburg". Kolorierte Aquatinta, um 1800. Vadiana, VadSlg.



Aufnahme mit der alten und der neuen Kirche St. Leonhard, links dahinter das ehemalige Klostergebäude. Foto um 1885. Baudokumentation.

Die Franziskanerinnen zu St. Leonhard

Ein Kirchlein zu Ehren von Ägidius und Leonhard

Bereits in der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde oben auf dem Hügel, wo heute das evangelische Pfarrhaus steht, ein Kirchlein „in honore beatorum confessorum Egidii et Leonardi“ – zu Ehren der seligen Beichtväter Ägidius und Leonhard errichtet. Es soll sich um ein gar hübsches Kirchlein mit alten Gemälden gehandelt haben, schreibt Vadian. Neben der Kirche befand sich eine Klausur für Frauen, wie wir sie zu jener Zeit häufig antreffen. Dieses Klosterlein kam aber nie zu bedeutender Blüte und wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch eine im Bereich der heutigen Lustgartenstrasse errichtete, von einer Margaretha Rüteggerin gestiftete Klausur überholt. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatten sich bereits so viele Frauen der Klausur angeschlossen, dass eine Erweiterung des Schwesternhauses und 1510 die Anlegung eines eigenen Friedhofs an die Hand genommen wurde.

Reformationswirren in St. Leonhard

„Idem. Danach am Donnerstag nach hl. Ulrichs Tag, da kamen unsere zwei Vögt und fünf Mann mit ihnen und zerschneideten unsere Bilder und gingen in alle Gemächer und in die Kirche und zertrümmerten alle Bilder der Heiligen so, dass auch kein Kreuz mehr übrig blieb. Darnach am Freitag trugen sie die heiligen Sakramente weg und am Sonntag nach St. Jakobstag legten wir andere Kleider an mit inniglichem Weinen und am Montag kamen drei Maurer und brachen unsere drei Altäre nieder.“ Was Schwester Wiborada Fluri 1528 in ihr Tagebuch schrieb, liest sich ganz ähnlich wie aktuelle Berichterstattungen aus Syrien oder dem Irak. Damals beendeten die Reformationswirren das Wirken einer kleinen Schwesterngemeinschaft, etwas unterhalb des Hügels bei St. Leonhard gelegen.

Vom Kloster zum "Absonderungshaus"

Nach der Reformation ging das Kloster in den Besitz der Stadt über. Die Gebäude und der Kirchenacker wurden vorerst dem Spitalamt zugewiesen, 1578 verpachtete man sie an den Buchdrucker Leonhard Straub. 1654 kaufte die Stadt das Kloster wieder zurück, um es als Absonderungs- und Pesthaus zu gebrauchen. Aus dieser Institution wurde später ein Zucht- und Waisenhaus für „heillose Leute und verwahrloste Kinder“, bevor es der neugegründete Kanton um 1803 übernahm und als Strafarbeitshaus nutzte. Das Kirchlein wurde zu einem Wohnhaus umgebaut und einem Privaten verkauft. Diese Geschichte sollte sich rund 450 Jahre später noch einmal wiederholen, mit bislang noch ungewissem Ausgang betreffend der Neunutzung.

Der Abbruch der Klostergebäude

Der wirtschaftliche Aufschwung gegen Ende des 19. Jahrhunderts schlug sich in einer stetig steigenden Zahl von Gottesdienstbesuchern nieder. Die knapp 300 Sitzplätze im alten Kirchlein genühten nicht mehr und führten zu dem 1885 begonnenen Neubau. Dieser konnte nach rund zweijähriger Bauzeit am 1. Mai 1887 einer festlich gestimmten Gemeinde übergeben werden. Kurze Zeit später wurde das alte Kirchlein abgebrochen und im August 1900 musste der Klosterbau auf St. Leonhard den grossen Wohn- und Geschäftshäusern St. Leonhard-Strasse 69-79 Platz machen. Östlich dieses Komplexes entstand das neue Teilstück der St. Leonhard-Strasse, die nun über eine neue, 1901 errichtete Brücke die Bahnlinie querte.



Das Konventgebäude war ein langgezogenes, zweigeschossiges Haus mit zwei Eckerkern und hervorstehendem Mittelgiebel. Aquarell, Kantonsbibliothek Vadiana, VadSlg.



Nach dem Aquarell des Architekten und Bauforschers Salomon war das Sichtfachwerk rot gestrichen, was dem ehemaligen Klostergebäude etwas Pittoreskes verleiht. Vadiana, VadSlg.



Seit 1510 ist ein Friedhof beim Kloster St. Leonhard dokumentiert. Fotografie von 1880 mit Blick über den Gottesacker zum Konventflügel und zum Ausläufer des Rosenbergs. StadtASG.

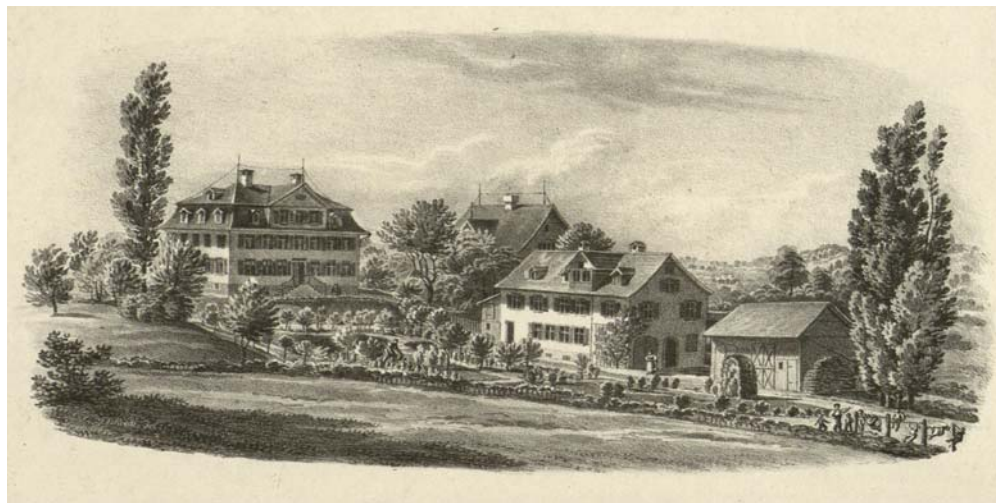


Fotografie von 1895 mit der neuen St. Leonhard-Kirche und dem noch bestehenden Konventflügel nördlich davon. Die St. Leonhard-Brücke ist noch nicht erstellt. ETH-Bibliothek, Bildarchiv.

s Paradies:



Ausschnitt aus dem Übersichtsplan der Stadt St.Gallen von 1863 mit dem Kloster St.Leonhard, dem Lustgarten gleich daneben und dem Paradies (beim Zylis-Gut). "Gewesteteter" Plan. VA.



Die "Liegenschaft zum Paradies, Ilgenstrasse". Lithographie von Traugott Schiess, St.Gallen, um 1860. Im langgezogenen Gebäude rechts der Bildmitte befanden sich die Bäder der "Kur- und Badenanstalt St.Leonhard bei St.Gallen", auch "Badanstalt Paradies" genannt. Im grossen Gebäude links waren Speisesäle, Küche und Gastzimmer untergebracht. Vadiana, VadSlg.



Gruss aus dem Restaurant „zum Paradies“ in St. Gallen.



Nach dem Auszug der Kurgäste war das Restaurant zum Paradies Stammlokal des FC Fortuna, der auf der Kreuzbleiche trainierte. Aufnahme um 1900. Sammlung Uhler.

Die Kur- und Badenanstalt Paradies

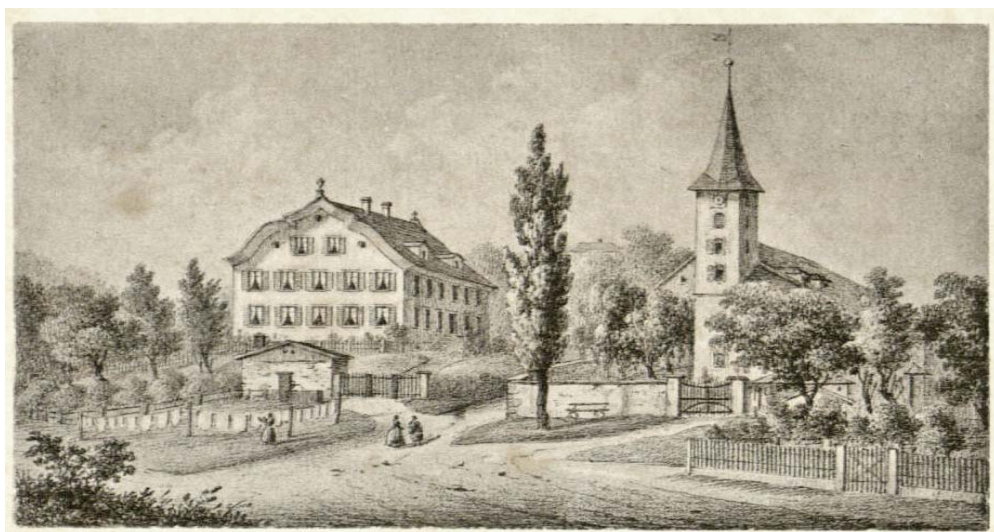
1843 gründete Johannes Seitz aus Berneck mit einem befreundeten Arzt im Paradies eine private Nervenheilanstalt für bis zu 30 Patienten. Diese Institution bekam schon bald Konkurrenz durch die kantonale psychiatrische Klinik in Pfäfers, so dass Seitz bereits vier Jahre später sein Unternehmen in eine Kur- und Badeanstalt für eine gehobene Klientel umwandelte. In seinem Prospekt von 1867 heisst es, dass "Wasser-, Inhalations-, Elektrizitäts-, Mineralwasser-, Milch- und Molkenkuren" angeboten würden und "Kiefernadel-, russische Dampf- und gewöhnliche Wasserbäder sowie aller Arten Arzneibäder". "Gepflegte Gartenanlagen mit einem Springbrunnen", so zitiert Peter Röllin den umtriebigen Arzt, "umgaben die 'Anstaltslokalitäten, welche die Möglichkeit bieten, das stille Landleben mit den Genüssen einer kleinen Stadt zu verbinden'." In den 1870er Jahren wurden die Gebäude erweitert und mit Kachelbädern ausgestattet. Anscheinend rentierte der Betrieb aber doch zu wenig gut: 1877 wechselten die Gebäulichkeiten den Besitzer. Das Hauptgebäude erhielt den Namen "Wirtschaft

zum Paradies" und wurde als Restaurant weitergeführt. Bis zu seinem Abbruch 1964 war das Paradies eines der ältesten Häuser ausserhalb der Stadtmauern. Der Badebetrieb im langgezogenen Gebäude blieb noch bis 1890 bestehen und wurde dann definitiv eingestellt. Auch das Badehaus musste 1964 der neuen Überbauung Ilgenhof weichen.

Das Lustgartenareal

In nächster Nähe zum Paradies befindet sich sinigerweise der so genannte Lustgarten. So wird das Areal südlich vom Kloster St.Leonhard und der Büchelstrasse bezeichnet. Im östlichen Teil befand sich einst der Sommersitz einer wohlhabenden St.Galler Familie, das Girtanner'sche Landgut. Der westliche Bereich, an bester Sonnenlage am Hang des Büchels, war bis zur Errichtung des evangelischen Kirchgemeindehauses 1909 unbebaut. Hier hätte ehemals die Katholische Kirche St.Otmar gebaut werden sollen, die dann 1905-08 auf dem Zyligut errichtet worden ist.

Baden im Paradies, wandeln im Lustgarten



Der Lustgarten bei St.Leonhard in St.Gallen. Das stattliche Haus mit den barocken Schweifgiebeln ist das Girtanner'sche Landgut, heute steht auf dieser Anhöhe die evangelische Kirche St.Leonhard. Rechts daneben die alte Kirche St.Leonhard mit ihrer Einfriedung. Lithografie aus dem 19. Jahrhundert. Kantonsbibliothek Vadiana, VadSlg.



Wettbewerbseingabe für den Neubau des evangelischen Kirchgemeindehauses auf dem Lustgartenareal, Kennwort "Studier die Alten". Aquarell. StadtASG.



Blick auf die Kreuzung Lustgarten- und Büchelstrasse, hinauf zum Büchel, nach dem Bau der Blockrandhäuser entlang der Lustgarten- und Büchelstrasse. Aufnahme um 1920. Sammlung Uhler.

Jahresau



Die Kirche St. Leonhard hat einen "gewesteten" Chor, damit das Eingangsportal direkt zur Stadt hin ausgerichtet werden konnte. Kolorierte Postkarte. Sammlung Uhler.



Das aufstrebende Stadtquartier St. Leonhard mit der gleichnamigen, 1900/01 erbauten Brücke und dem grossstädtischen Wohn- und Geschäftshauskomplex. StadtASG.



Inneres der St. Leonhards-Kirche vor dem Umbau und der Purifizierung in den 1930er Jahren. Aus: Peter Röllin, Stadtveränderung und Stadterlebnis.



Nach dem Brand von 2007 musste der Dachstuhl quasi neu aufgebaut werden. Die Gestaltung und Ausführung geschah nach Befund.

Neubau der Kirche St. Leonhard 1885-87

Heute ist man sich unschlüssig, ob man nun von einer Kirche oder nur noch von einem Kirchengebäude sprechen soll. Bei der Einweihung am 1. Mai 1887 hätte wohl keiner in der bis auf den letzten der 990 Sitzplätze gefüllten St. Leonhards-Kirche diesen Ausgang erahnt. Zu gross war der Stolz und die Freude über das prächtige Werk, übrigens das erste protestantische Kirchengebäude in der reformierten Stadt St. Gallen. Der dem neugotischen Baustil verpflichtete Bau ist durch den im Quartier wohnhaften Architekten Ferdinand Wachter nach den Plänen des renommierten Berliner Baumeisters und Architekten Johannes Vollmer erstellt worden.

14 verschiedene Natursteine

Das Baumaterial war über weite Strecken mit der Eisenbahn kostengünstig und schnell zu transportieren, was dem Architekten ermöglichte, aus einem breiten Angebot an Baumaterialien auswählen zu können. Dies schien Ferdinand Wachter auch regenutzt zu haben, denn an der St. Leonhard-Kirche sind nicht weniger als 14 verschiedene Natursteine anzutreffen. So bestehen zum Beispiel die Christus-Statue über dem Haupteingang aus weissem Oberkirchner Sandstein, die Nische aus rotem Sandstein aus Villingen, die Fassade aus Tuffstein aus dem toggenburgischen Libingen, die Eingangsstufen aus rotem Tessiner-Granit und Teile der Inneneinrichtung aus einem marmorähnlichen Kalkstein von Arzo.

Ein erster Umbau 1931

Im Jahr 1931 wurden im Innern der Kirche grosse Veränderungen vorgenommen. Architekt Ernst Fehr hatte von der Kirchenvorsteherschaft den Auftrag, die gestalterischen "Schwächen" des Kirchenbaus von 1887 zu überwinden; dieser bestünde nämlich zu sehr aus unverstandenen Reproduktionen historischer Stilelemente. Diese Beurteilung entspricht dem damaligen Zeitgeist der Moderne und zeigt die „überkritische“ Beurteilung des Baustils der vorangehenden Generation – ein Phänomen, welches wir auch heute immer wieder feststellen. Wir verdanken der Renovation von 1931 aber durchaus auch Beachtenswertes, beispielsweise die Chorfenster von August Wanner.

Der grosse Brand 2007

Den meisten St. Gallern und St. Gallerinnen dürfte der Brand des Kirchendaches am 20. Dezember 2007 noch in Erinnerung sein. In diesem Feuer ging praktisch der gesamte historische Dachstuhl verloren.

Während das Äussere nach dem Brand weitgehend im Originalzustand wiederhergestellt wurde und die Kirche ihre bedeutende und prominente städtebauliche Stellung unversehrt einnimmt, ist die Nutzung nach wie vor unklar. Es bleibt zu hoffen, dass bald eine der Würde adäquate Nutzung gefunden werden kann und das Kirchengebäude wieder zu einem lebendigen Ort im Quartier wird.

Die Kirche St. Leonhard



Blick durch die St. Leonhard-Strasse direkt auf das Eingangsportal der St. Leonhard-Kirche, welche zu diesem Zweck mit dem Chor im Westen statt im Osten erbaut wurde. Nach dem Ausbau des Bahnhofs wurde die Strassenführung der St. Leonhard-Strasse angepasst, so dass heute die axiale Ausrichtung der Strasse auf die Kirche hin nicht mehr besteht. Sammlung Uhler.

ausstellung der

Wo hin mit der neuen Kirche?

Nachdem die evangelischen Gläubigen einige Jahre zuvor eine neue repräsentative Kirche erhielten, regte sich 1891 auch unter den katholischen Bewohnern des aufstrebenden Westquartiers der Wunsch nach einer neuen Kirche. Man ging zügig auf die Suche nach einem geeigneten Bauplatz und wurde auf dem Hügel bei St. Leonhard fündig, da, wo auch die erste Kapelle gestanden haben muss. Doch der Bauplatz erwies sich als ungünstig, da er einerseits in der Höhe lag und eine grosse Treppenanlage benötigte und andererseits mit Lärmbelastigungen vom geplanten Güterbahnhof zu rechnen war. Architekt August Hardegger liess sich nicht überzeugen und legte zwei Projektskizzen für diesen Standort vor, eine in Neuromanik und eine in Neurenaissance. Erstere, mit kreuzförmigem Grundriss, Vierungskuppeln, Doppelturmfassade und monumentaler Freitreppe, erinnert ein wenig an die Basilika Sacré Coeur auf dem Montmartre, erstellt 1884-1914. Als diese Projekte bekannt wurden, regte sich bei den evangelischen Kirchengenossen starker Widerstand. In der Begründung bedauerten sie die Nähe der beiden Kirchen: Das gegenseitige Geläute würde die Gottesdienste stören und die Kinder würden so zu früh auf die konfessionellen Gegensätze aufmerksam!

Der Spatenstich 1905

Diese Bauplatzfrage verzögerte dann das Bauvorhaben um etliche Jahre, erst 1904 konnte man sich schliesslich auf den Standort im Wetzeltgut einigen und bat Architekt August Hardegger nochmals um ein neues Projekt am heutigen Platz. Dieser legte dieses Mal einen Vorschlag in neubarocker und einen in neugotischer Architektur vor. Man entschied sich ganz im Geist weiterer Neubauten im Quartier für das letztere Projekt. 1905 erfolgte der Spatenstich und bereits ein Jahr später war die Kirche

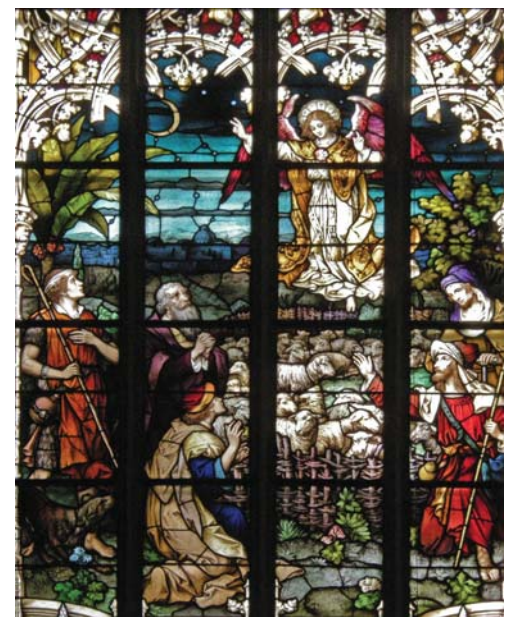
unter Dach und Fach. Der Innenausbau kam, wohl auch wegen dem ersten Weltkrieg etwas in Verzug, so dass man erst am 23. April 1918 das neue Gotteshaus feierlich einweihen konnte. Die dreischiffige, neugotische Basilika mit polygonal endendem Dreikonchenchor gehört zu den letzten Vertreterinnen dieser Baurichtung. Fast zur gleichen Zeit entstand im Osten der Stadt die Kirche St. Maria Neudorf, welche von der aufkommenden Reformarchitektur bereits stark geprägt ist. Hardegger verteidigte seine konservative Haltung mit dem Hinweis: „Ist die Kirche nach den Normen gebildet, wie sich dieselben im Lauf der Jahrhunderte aus praktischen und ästhetischen Gründen ergeben haben, dürfte das doch wohl kein Fehler sein.“ Mit viel gutem Willen findet man aber auch in diesem Manifest des Historismus an den Basen der Wandvorlagen erste Anzeichen der floralen Architektur des Jugendstils.

Kunstvolle Kirchenfenster und eine Kugel

Besonders eindrücklich sind jedoch die farbigen Kirchenfenster des Chors aus der „Königlich Bayerischen Hofkunstanstalt“ des Josef Gabriel Mayer. Sie stellen die acht Seligpreisungen der Bergpredigt dar und dürften zu den schönsten Farbverglasungen in der Stadt St. Gallen zählen. Als weiteres, beachtenswertes Element ist der jüngste Beitrag zur Kirchenausstattung von Katalin Deér zu erwähnen. Die St. Galler Künstlerin erkannte den früher verschmähten Alu-Windfang des Haupteingangs aus den 1960er Jahren als Zeichen der Baugeschichte und verstand es, ihn durch wenige gezielte Eingriffe besser in die Bausubstanz einzubinden und ihm mit der neuen weissen Leuchtkugel eine in das Quartier strahlende Identität zu geben. „Kunst ist nicht der Gegenstand, sondern der Umgang mit Dingen.“



Katalin Deér's Leuchtkugel wertet nicht nur den Eingang in die Kirche auf, sondern strahlt darüber hinaus ins Quartier hinein. Foto: Katalin Deér.



Chorfenster aus der Königlich Bayerischen Hofkunstanstalt mit einer Darstellung der Seligpreisungen: Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.

Die Kirche St. Otmar



Skizze des Architekten August Hardegger von 1902 für eine katholische Kirche im romanischen Stil auf dem Lustgartenareal, westlich der 1887 geweihten evangelischen Kirche St. Leonhard. Das Projekt wurde aus Angst vor konfessionellen Spannungen fallengelassen. Privatarchiv Johannes Huber.



1908 fanden zum ersten Mal Gottesdienste in der von August Hardegger erstellten Kirche St. Otmar statt. Kolorierte Postkarte. Sammlung Stieger-Bachmann.



Das Innere der Kirche mit Blick zum Chor, um 1910. Typisch für den neugotischen Stil sind die Spitzbogenfenster mit dem Masswerk und die akzentuierten Gewölberippen. Sammlung Uhler.

städtischen D



Die "weisse" Stadt St.Gallen. Überall auf dem flachen Talgrund ist Leinwand zum Bleichen ausgelegt. Die Kreuzbleiche befindet sich am rechten Bildrand, gut zu erkennen ist auch das ehemalige Kloster St.Leonhard, im Hintergrund die Bernegg. Prospekt vermutlich aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. HVM.



Der Bleichermeister überwacht die Arbeiter beim Falten der gebleichten Leinwände, während im Schopf die Tücher gewaschen werden. HVM.

Vielseitige «Kreuzbleiche»

Weisse Tücher und die Kraft der Sonne

Der Name Kreuzbleiche beinhaltet zwei wichtige Hinweise auf die Stadtgeschichte. Zum einen nimmt er Bezug auf das Kreuz, welches am Westend dieser Allmend stand und die Grenze der Stadt zur fürstbischöflichen Gemeinde Straubenzell markierte, und zum andern weist er auf die ehemalige Nutzung als Leinwandbleiche hin. Hier wurde die in der Umgebung von St.Gallen gewobene Leinwand veredelt und gebleicht. Zuerst wurde unter ständigem Zufluss von frischem Wasser mit schweren hölzernen Stempeln auf den Stoff eingeschlagen, um die Fasern zu verfilzen. Nach einigen Tagen folgte das "Felden" und "Buchen". Man legte die Leinwandbahnen auf den Bleicheböden zum Trocknen aus, übergoss sie mit heisser Holzaschenlauge und walkte sie nochmals. Dies fand jeweils zwischen Mai und Oktober statt und beanspruchte für eine gute Qualität etwa 12 Wochen. Während die edlen, hochweissen Stoffe so in den Handel gingen, wurde die schlechtere Qualität gefärbt verkauft. Mit dem Aufkommen der Baumwollweberei verlor die Leinwandproduktion zusehends an Bedeutung und wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz aufgegeben.

Diziplin und Schweiss

Nach dem Bau der Kaserne an der nördlichen Grenze der Kreuzbleiche lagen nun Soldaten und nicht mehr Stoffbahnen in Reih und Glied. Die Kreuzbleiche bekam eine neue Funktion als Exerzierplatz. Während den Dienstzeiten war das Betreten nur noch befugten Personen wie etwa Briefträger, Bahnangestellten in Uniform und Besuchern des Militärkommandos erlaubt. Nachdem die Soldaten am Abend in die Kaserne eingerückt waren, durfte die Bevölkerung den westlichen Teil als Sportplatz benutzen. Manch ein später bekannter Fussballer lernte hier trippeln und flanken. Wenn heute zehntausende Fans in die AFG Arena pilgern, geht fast vergessen, dass hier auf der Kreuzbleiche der FC St.Gallen am 1. Mai 1892 bei dichtem Schneetreiben sein erstes Meisterschaftsspiel absolvierte, das dann leider gegen die Grasshoppers 0:1 verloren ging.

Festort für Gross und Klein

Es waren aber nicht nur Stoffbahnen und Soldaten, welche sich auf der Kreuzbleiche in Reih und Glied aufstellten. Die Kreuzbleiche wurde mehrfach Schauplatz imposanter nationaler Grossanlässe. Besonders beeindruckend mussten die Vorführungen des eidgenössischen Turnfestes 1922 gewesen sein. Die Gassen der Stadt und der Festort auf der Kreuzbleiche selbst waren reich geschmückt. Fahnen, Wimpel, Girlanden und Kränze wechselten sich ab mit Emblemen und Sprüchen, wie zum Beispiel: „Willst du auch der Feststadt nützen, kauf dem Schatz St.Galler Spitzen“ und gaben so dem Anlass neben dem ernstesten Wettkampf eine fröhliche Note. Den Höhepunkt bildete wohl die Massenübung mit rund 10'000 Teilnehmern am Morgen des Hauptfesttages. Mit den ganz in weiss gekleideten Turnern entstand wohl ein ähnliches Bild, wie wir es von der Bleiche-Nutzung kennen, nur dürften diesmal die Stoffe nicht von aussen, sondern von innen nass geworden sein.

Ursprünge der OLMA

„Man musste vor dem Wagemut der St.Gallen zu Stadt und Land ehrlich Respekt haben, dass sie es wagten, ausgerechnet in dieser Zeit der Krisis, der Depression und schwerlastender Arbeitslosigkeit eine grosse Ausstellung zu veranstalten“, schrieb Jos. Bächtiger in einem Rückblick auf die St.Gallische Landwirtschafts- und Gewerbe-Ausstellung von 1927, welche man durchaus als Vorgängerin der OLMA bezeichnen darf. Die verschiedenen Pavillons zeugten von einem guten architektonischen Gesamtkonzept und erinnerten auch an frühere Landesausstellungen. Besonders beeindruckend war der monumentale Empfangsraum mit grossflächigen Wandbildern von St.Galler Künstlern zum Thema der Ausstellung.



Die Hauptübung mit über 10'000 Teilnehmern am 57. Eidgenössischen Turnfest, 1922. Blick gegen das Zeughaus und die Kirche St.Otmar. HVM.



57. Eidgenössisches Turnfest: Eleganz am Reck und architektonische Eleganz im Hintergrund (Blick gegen die Kaserne). Sammlung Uhler.



Westliche Kreuzbleiche, heute Sportplatz des FC Fortuna. Früher kickte hier auch der FC St.Gallen. Sammlung Uhler.



St.Gallische Landwirtschafts- und Gewerbeausstellung 1927, Vorgängerin der OLMA, auf der Kreuzbleiche. StadtASG.



Ausstellung von 1927: Gartensektor mit einem Appenzeller Besucher. Beteiligt waren über 1600 Aussteller in 18 Hallen. St.Galler Schreibmappe 1928.



Gartenausstellung von 1907, im Hintergrund ein Musterchalet. Blick gegen die Militärkantine. StadtASG.

denkmalpflege

Eine "zweckentsprechende Unterbringung"

In Sorge um das Wohl der Offiziere und des Instruktionspersonals stellte das Schweizerische Militärdepartement um 1900 ein Gesuch an die Stadt St.Gallen, "sie möge für eine bessere, zweckentsprechende Unterbringung des Instruktionspersonals besorgt sein, da die bisherigen Verhältnisse in der Kaserne nicht mehr zumutbar seien". Zur Diskussion standen eine Aufstockung der Kaserne oder der Bau eines neuen Gebäudes. Da beide Projekte kostenmässig etwa gleich ausfielen, entschied sich der Stadtrat für die Variante Neubau. Bei der Wahl wurde auch in Betracht gezogen, dass ein Neubau besser umnutzbar sei, wenn die Kreuzbleiche "einmal aufhören sollte, als Exerzierplatz zu dienen". Eine weise Entscheidung des damaligen Stadtrats, wie sich heute herausstellt. Die Baukosten waren auf 170'000 Fr. veranschlagt, wozu noch 16'000 Fr. für Bauzinsen und Verschiedenes sowie 14'000 Fr. für den Boden mit dem darauf stehenden Pächterhaus kamen. Man rechnete sogar mit einer normalen Verzinsung samt einer kleinen Amortisation. "Die Gemeinde bürdet sich keine neuen Lasten auf, sie gewinnt," ist im Antrag zu lesen.

Halb Schloss, halb Waldhotel

Das Projekt wies je eine Kantine für die Mannschaft und für die Offiziere, eine Wohnung des Kantiniers, 18 Zimmer für Instruktions- und Truppenoffiziere sowie Diensträumlichkeiten für den Kreisinstruktor aus. Als Standort wurde die kleine Anhöhe westlich der Kaserne gewählt. Für die Beschaffung des Mobiliars war, wie schon bei der Kaserne, das kantonale Militärdepartement zuständig. Der Bau wurde am 24. Juni 1900 durch eine ausserordentliche Bürgerversammlung beschlossen und bereits im Sommer 1902 konnte das Gebäude seiner Bestimmung übergeben werden. Die Pläne dazu stammten vom Gemeindebauamt, wobei Entwurf und Konzept dem damaligen Stadtbaumeister Albert Pfeiffer zugeschrieben werden. Das pittoreske Erscheinungsbild der Militärkantine war zu Bauzeiten durchaus umstritten. Der erste Kantinier beschwerte sich beispielsweise, dass der Bau einem deutschen Lustschlosschen gleiche und deswegen eine breite Kundschaft vom Einkehren abhalte. Die Soldaten zögen es vor, die Wirtshäuser in der Stadt zu besuchen.

Asymmetrien in Grund- und Aufriss

Im Inventar der schützenswerten Bauten der Stadt wird das Gebäude denn auch halb als Schloss, halb als Waldhotel und halb als Villa charakterisiert. Die Beschreibung dokumentiert nicht nur die wesentlichen Züge der damaligen Reformarchitektur, sondern weist auch auf die polyvalenten Nutzungsabsichten hin. Während die Ostfassade gegenüber dem klassizistischen Kasernenengebäude noch mit einer Symmetrie reagiert, sind die übrigen Fassaden von einer nahezu aufdringlichen Asymmetrie geprägt. Dieser Aufbau zeigt sich auch im Grundriss. Zusammen mit den regional verankerten Elementen wie Erker, Balkone, Sichertiegel, Krüppelwalmdach etc. verspricht das Gebäude eine ambivalente Haltung, wie sie in den Schriften von Hermann Muthesius und Paul Mebes propagiert wurde. So bezeichnete Muthesius die Kultur als „die Einheit des künstlerischen Stils in allen Lebensäusserungen eines Volkes“ und verpönte die akademischen Stildebatten des 19. Jahrhunderts.

Baukünstlerische Ausschmückung

Neben der Architektur muss auch auf weitere erwähnenswerte Bauteile hingewiesen werden. Dazu zählt sicher der baukünstlerische Schmuck. Die mit den Ostschweizer Wappen gezierten Balkenkonsolen in der Soldatenkantine, wie auch die Portraits von Soldaten an der Süd- und Westfassade oder das mit einem Löwenkopf bekrönte Schweizerwappen stammen vom bekannten Bildhauer Henri Gisbert Geene. Die aufwendigen Schreinerarbeiten im Treppenhaus und den Kantinen wurden durch Theodor Schlatter ausgeführt. Zu erwähnen sind auch die schön gearbeitete Säule aus Stuckmarmor und die einfache Gipsdecke in der Offizierskantine oder die kunstvolle Dachbekrönung. Nach einer durchgreifenden Renovation durch die Architekten Rüschi und Rechsteiner sowie Flury Furrer konnte die Militärkantine im Sommer 2014 als Restaurant und Hotel neu eröffnet werden und steht nun nicht nur Offizieren und Soldaten, sondern auch Anwohnerinnen, Besuchern und Touristen offen.

Die neue, alte Militärkantine



Halb Schloss, halb Waldhotel und eine tüchtige Portion Swissness prägen die Fassaden der 1902 fertiggestellten Militärkantine. Der gewählte Baustil steht für Gast- und Wohnlichkeit und bildete damit einen klaren Kontrast zur klassizistischen Kaserne, die aussen und im Inneren auf strenger Ordnung aufgebaut war. Sammlung Uhler.



Im Erdgeschoss befand sich ehemals die Soldatenkantine. Sie war mit traditionellen Stabellen und einfachen Tischen ohne Tischtücher eingerichtet.



Bei der Renovation kamen an der Decke des Erdgeschoss-Saals ornamentale Malereien zum Vorschein. Sie wurden restauriert bzw. neu angebracht. Foto Eva Olibet.



In der Offizierskantine im ersten Obergeschoss waren nicht nur die Stühle etwas raffinierter, sondern die Ausstattung insgesamt, mit Vorhängen, Tischtüchern und einem Klavier.



Der ehemalige Offizierssaal ist überaus grosszügig und verfügt über eine Terrasse zur Kreuzbleiche hin. Täfer und Fensterformen wurden übernommen, die Leuchten sind neu. Foto Eva Olibet.



Nach der Renovation 2014 erhielt die "Militärkantine", die zwischenzeitlich "Kastanienhof" genannt wurde, wieder ihren alten Namen zurück. Foto Kostgeld.



Aus Kostengründen und um die Eingriffe in die historische Bausubstanz gering zu halten, wurden die Sanitärleitungen der neuen Hotelzimmer in einem Podest eingebaut. Foto Eva Olibet.

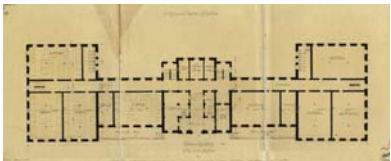
zur baulichen



Die Kaserne St.Gallen kurz vor dem Abbruch 1980. Sammlung Uhler.



Kaserne St.Gallen, 1875-1877, nach einem Vorprojekt von Johann Christoph Kunkler. Fassade zur Kreuzbleiche. Baudokumentation.



Kaserne St.Gallen, Grundriss des Erdgeschosses mit den Schlafsälen für die Soldaten. Baudokumentation.



Kaserne St.Gallen, Grundriss des Untergeschosses mit Speisesälen, Küchen, Arrestlokalen und Keller. Baudokumentation.



Die Kreuzbleiche diente als Exerzier- und Übungsplatz, hier unter regem Interesse der Bevölkerung. Sammlung Weigelt.



Bis zu 38 Soldaten teilten sich einen Schlafsaal, da war Ordnung oberste Pflicht. Aus: Die Kaserne auf der Kreuzbleiche.



1980 wurden die Kaserne und das Magazin abgerissen, um Platz für die neue Autobahnzufahrt zu schaffen. Baudokumentation.

Eine Kaserne für St.Gallen

Am 20. Oktober 1980 verschwand auf der Kreuzbleiche in wenigen Tagen ein Gebäude, das rund 100 Jahre früher mit grosser Freude und Stolz seinen vorwiegend männlichen Nutzern übergeben wurde. Vorangegangen war eine lange Diskussion über den geeigneten Standort einer Kaserne im Kanton. Zur Diskussion standen auch Wil, Altstätten oder Walenstadt. Mit einem flammenden Schreiben an den Regierungsrat meldete sich der Offiziersverein zu Wort und schrieb: „Sodann wird niemand in Abrede stellen, dass wenigstens für längere Kurse der Aufenthalt in einer grösseren Ortschaft, wie die Stadt St.Gallen, nicht nur für die Dienstleistenden weit angenehmer ist, sondern auch in vielfacher Beziehung belehrend und anregend auf dieselben wirkt...“

Wirren in der Planungsphase

1875 einigten sich Stadt und Kanton über die Teilung der Baukosten von 667'800 Fr. Die Stadt hatte für den grossen Teil aufzukommen, der Kanton übernahm 160'000 Fr. sowie die Kosten für sämtliches Kasernenmobiliar von den Betten bis zum Küchenhandtuch und verpflichtete sich gleichzeitig auch, für deren Unterhalt aufzukommen. Da sich die Architekten Bösch und Müller nicht an die Vorgaben des Stadtrates hielten und mit dem Offiziersverein eigenhändig Projektänderungen vornahmen, war das gegenseitige Vertrauen bald so getrübt, dass sich der Stadtrat gezwungen sah, den Projektierungsauftrag an das Baukommissionsmitglied Emil Kessler zu übertragen. Kessler übernahm im Wesentlichen ein früheres Vorprojekt von Johann Christoph Kunkler, welcher in dieser Zeit mit dem Bau des Natur- und Kunstmuseums oder des Helvetia-Gebäudes an der Kornhausstrasse beschäftigt war und darum den Auftrag zur Ausführung der Kaserne ablehnte.

Zucht und Ordnung

Der zweigeschossige Kasernenbau wurde folgendermassen angelegt: In den beiden Seitentrakten kamen je 4 Mannschaftszimmer zu liegen. Sie fassen, wie alle Soldatenunterkünfte, je 38 Mann. Die Grundrisse von Parterre und erstem Stock waren bis auf den Mittelrisaliten identisch aufgebaut und boten 608 Mann sowie 44 Unteroffizieren Platz. Pro Stockwerk standen in den Ecken je zwei Aborte zur Verfügung. Die Offiziers- und Mannschaftsküche, die beiden Theorie- und die Speisesäle, das Arrestlokal sowie die „Badeanstalt“ befanden sich im Kellergeschoss. Äusserlich gab sich die Kaserne dank der wohlproportionierten und durchrhythmisierten Fassaden weniger als Trutzburg denn als schlossartige Anlage. Einzig der dreigeschossige Mittelrisalit wies einen gewissen Architekturschmuck auf. 72 kg Sprengstoff, verteilt auf 190 Bohrlöcher und 135 m Zündschnur waren am 22. Oktober 1980 notwendig, um das einst so stolze Gebäude in Staub und Schutt zu zerlegen.

Unterkunft für Flüchtlinge

Die Kaserne bot aber nicht nur den Soldaten ein warmes Bett, sondern diente auch mehrmals humanitären Anliegen. Am 6. Dezember 1944 traf eine Gruppe von 1200 jüdischen Insassen des Konzentrationslagers Mauthausen in St.Gallen ein. „Lasst mich Euch erzählen, dass ich dort auf dem Hof der St.Galler Kaserne neu erfasste, dass das Leben dennoch trotz Erlebten heilig ist. Lasst mich erzählen, dass ich vor Angst und Kälte zitternd, die Schwelle zur Kaserne übertrat, und erschrocken den Turm der Wache suchte, aus dem Soldatenblicke meinen Schritten folgen. Erst viel später konnte ich begreifen, dass dies Land hier keinen Wächter kennt.“ Mit diesen Worten bedankte sich eine deportierte Jüdin im Nachhinein. Fast auf den Tag genau 12 Jahre später fanden über den Winter rund 300 Flüchtlinge aus Ungarn Zuflucht und wurden, so gut es ging, in den kalten, nicht für den Winterbetrieb gedachten Räumen versorgt.

Die Kaserne



Aufgereiht an der Militärstrasse von links nach rechts: Kantine, Militärkaserne, Magazin und Reithalle. Im Vordergrund ist das Hotel St.Leonhard mit der Gartenhalle erkennbar, rechts davon das Lustgartenareal. Postkarte, 1916 abgestempelt. Sammlung Uhler.

Geschichte



Das rote Backsteingebäude zwischen der Reithalle und der Kaserne war einst von der Stadt als Kornhalle in der Nähe des Bahnhofs errichtet worden. 1885 kaufte es der Kanton St.Gallen und zügelte es auf das Kasernenareal, um es dort als Magazin nutzen zu können. Baudokumentation.

Magazin, Reithalle und Zeughaus

Das Magazin

Das Magazingebäude stand ursprünglich in der Nähe des Hauptbahnhofs als Ersatz für die baufällige Kornhalle auf dem Marktplatz. 1863/64 erbaut, verlor es jedoch aufgrund der Liberalisierung des Kornmarktes bald seine Funktion. 1871 diente es als Kantonement für internierte Franzosen der Bourbaki-Armee, ehe es der Kanton 1885 auf Abbruch erwarb und in identischer Art und Weise östlich der Kaserne als Militärmagazin wieder neu aufzurichten liess. Das rote Sichtbacksteingebäude zählte einst zu den grössten Gebäuden der Stadt. Die statische Konstruktion des Magazins war ein eigentliches Pionierwerk, da die Deckenlasten nicht mehr über die Wände, sondern über eigentliche Wandpfeiler abgeleitet wurden. Mit dem Abbruch der Kaserne ist auch das Kornhaus endgültig aus dem Stadtbild verschwunden.

Reithalle und Stallungen

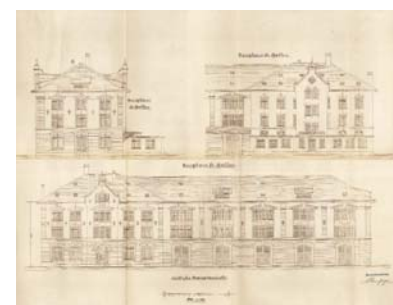
Der Kantonsbaumeister Theodor Gohl liess sich beim Bau der Reithalle wohl durch die Architektur des eben dislozierten ehemaligen Kornhauses beeinflussen. Das ebenfalls in rotem Backstein 1889 erbaute Gebäude diente der Kavallerie als Reitschule. Diese war früher an der Steinachstrasse im Bereich der heutigen Sporthalle domiziliert. Die beachtliche Halle mit offenem Dachstuhl weist eine Abmessung von 47x22 Metern auf. Kräftige Lisenen gliedern die Fassadenflächen, welche durch die als blinde Okuli formulierten Medaillons mit Pferdeköpfen und Reitutensilien eine dem Zweck entsprechende künstlerische Ausstattung besitzen. Leider sind im Zuge der letzten Renovation die beiden überlebensgrossen Landsknechte auf der Ostseite verschwunden. Westlich an die Reithalle angebaut sind die Stallungen mit 30 Pferdeboxen und Sattelkammer im Erdgeschoss, die Verwalterwohnung, weitere Soldatenkantonemente sowie ein Heulager im Obergeschoss. Dieser Bauteil ist etwas kleinteiliger und in zweifarbigem Sichtbackstein ausgeführt.

Zeughaus und Turnhallen

Als letztes der bedeutenden Militärbauten wurde das kantonale Zeughaus auf der Südseite der Kreuzbleiche erstellt. Zusammen mit den Turnhallen bildet es einen repräsentativen Abschluss der Kreuzbleiche. Kantonsbaumeister Adolf Ehrensperger plante 1897 einen langgestreckten Baukörper, welcher durch den zentralen Mittelrisaliten eine betonte Symmetrie und damit auch eine der Funktion entsprechende Bedeutung erhielt. In dieser Form wurde das Gebäude aber erst 1917 fertiggestellt. Die im Stil der deutschen Renaissance gehaltenen Fassaden mit kräftigem Gebäudesockel und zu Zweier- und Dreiergruppen zusammengefassten Stichbogenfenster in den Obergeschossen lassen kaum erahnen, dass es sich bei diesem Gebäude um eines der frühen Eisenbetonbauten der Stadt handelt. Ebenfalls ein Pionierwerk, zumindest was die Nutzung betrifft, sind die 1912/13 von der Stadt St.Gallen erstellten Turnhallen für den Breitensport. Als Vorbild dienten, mangels Schweizer Beispiele, deutsche Turngebäude.



Die 1889 durch Stadtbaumeister Theodor Gohl erstellte Reithalle erhielt ihr rotes Backsteinkleid wahrscheinlich in Anlehnung an das 1885 nebenan wiederaufgebaute Magazingebäude.



Baupläne für das 1897 erbaute Zeughaus. In der 1. Etappe wurden nur der Ostflügel und das Mittelgebäude erbaut, der Westflügel folgte 1917. Baudokumentation.



Turnhalle (links) und Zeughaus an der Kreuzbleiche, vor dem Westanbau von 1917. Im Bild wahrscheinlich die Mobilmachung während des ersten Weltkriegs.

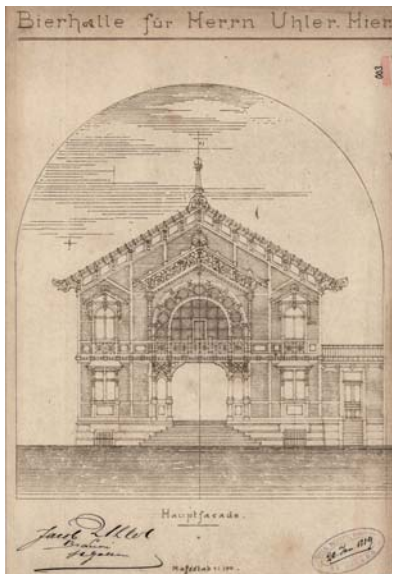


Die Turnhalle Kreuzbleiche, erbaut 1912/13 war eine der ersten Hallen für den Breitensport in der Schweiz. Im niedrigen Gebäudeteil befanden sich öffentliche Bäder. Baudokumentation.

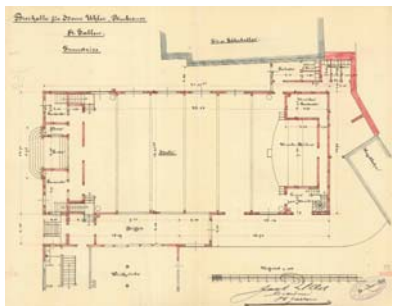


Im Dezember 1944 waren in den Turnhallen und in der Kaserne über 1200 ehemalige Insassen aus dem Konzentrationslager Mauthausen untergebracht. NZZ vom 31.03.2002.

der Quartiere



Die 1889 vom Architekten Wilhelm Dürler gezeichnete Baueingabe zeigt ein reich ornamentiertes Gebäude im "Laubsägestil". Baudokumentation.



Die 32 Meter lange Bierhalle befand sich hinter dem Wirtshaus, zwischen der Eis- und Gärhalle und der Kegelbahn. Baudokumentation.



Das Haupthaus an der Bogenstrasse und die Gartenhalle im Laubsägestil. Postkarte 1910. Sammlung Uhler.



1956 errichtete die Bischoff-Textil ihr Hochhaus direkt neben den Gebäuden der Brauerei Uhler. Postkarte von 1969. Sammlung Uhler.



Interieur des 1927 für die Landwirtschafts- und Gewerbe-Ausstellung erstellten, westlichen Anbaus an das Haupthaus. Sammlung Uhler.



Die Innenansicht der 1889 errichteten Bier-, Garten- oder Konzerthalle auf einer kolorierten Postkarte, Blick zur Bühne. Auf Galerien und im Parterre fanden laut Eigenwerbung bis zu 610 Personen Platz. Sammlung Uhler.

Beliebte Bierhallen

Ein "Concertgarten" beim Hotel St. Leonhard

Im 1881 erbauten Hotel St. Leonhard mit Konzerthalle und „Concertgarten“ traf sich ganz St. Gallen zu stadtbekanntem Konzerten, Tanzveranstaltungen und Maskenbällen. Doch auch bei den Soldaten der Kaserne und deren Angehörigen war das Haus und insbesondere die „Concert- und Militärhalle“ mit Platz für 800 Personen sehr beliebt. 1923 erhielt das klassizistische Haus aus der Feder des Baumeisters Daniel Oertly ein zusätzliches Dachgeschoss mit Giebeldach, das bei einem Brand im September 1966 zusammen mit dem Saal im ersten Stock vollständig zerstört werden sollte. Das Restaurant nahm nach dem Unglück nochmals kurz den Betrieb auf, wurde dann aber durch den heutigen Bau mit dem Restaurant Pizzeria II Castello ersetzt.

Bier und Tanz im Uhler

In nächster Nähe zum Hotel St. Leonhard befand sich die „Concert- und Bierhalle“ Uhler, die nochmals 610 Personen fasste, so dass das Quartier einst gleich über zwei grosse Veranstaltungsorte verfügte. Die Brauerei Uhler wurde im 19. Jahrhundert gegründet. Auf dem städtischen Übersichtsplan von 1863 sind Teile der Uhlerschen Liegenschaft, bestehend aus Brauerei, Ökonomiegebäude mit Stallungen, Gasthaus, Eiskeller, Biergarten mit gedeckter Trinkhalle und Buffet sowie Kegelbahn bereits eingezeichnet. 1889 war die Geburtsstunde des im Schweizerhausstil erbauten Uhler-Saales mit Bühne und drei Galerien.

Das grosse Beizensterben

Für die 75 Jahre-Jubiläums Ausgabe des Quartiervereins Paradies-St. Leonhard schrieb Josef Wyss im Februar 1982 ein Gedicht über „das grosse Beizensterben“. In diesen Versen beschreibt Wyss die Schliessung von sieben beliebten Quartierbeizen: Rigi, Sennhof, Ilgenhof, Paradies, Harmonie, Ilge und Vonwil (ehemals Scheidegg). Die Gastronomiebetriebe waren einst fester Bestandteil des Quartierlebens, doch vor allem die Brauerei Uhler galt mit ihrem Restaurant, den Kegelbahnen, der Gartenwirtschaft und den grossen Sälen als geselliger Treffpunkt und diente als kultureller und politischer Veranstaltungsort.

Abbruch 1963 und 1992

Umso grösser war die Aufruhr, als die Löwenbräu Zürich 1961 die Uhler-Liegenschaft der Firma Bischoff-Textil AG verkaufte. Denn bereits zwei Jahre später wurde der grosse Saal abgebrochen, um an dessen Stelle eine Fabrikations- und Lagerhalle zu errichten, das Restaurant und der Gartensaal blieben vorerst bestehen. Ein Belegungsplan des Uhler-Saals von 1972 zeigt die vielfältigen Anlässe von verschiedensten Nutzergruppen, wie Eisenbahner-Versammlung, St. Galler Bühne, Tanzanlass der Griechen, Jassmeisterschaft oder Männerchor, um nur wenige zu nennen. Mit dem Abbruch des Restaurants 1992 ging die glanzvolle Saalgeschichte des Uhlers endgültig zu Ende. Heute stehen hier mehrstöckige, zentrumsnahe Wohngebäude.



Unter Kastanienbäumen sass man im grosszügigen Konzertgarten des Hotels St. Leonhard. Sammlung Uhler.



Das Hotel St. Leonhard wurde 1881 erbaut und befand sich an Stelle der heutigen Pizzeria II Castello. Postkarte um 1895. StadtASG.



1966 brannte der Dachstock des Hotels lichterloh. Wegen den Brand- und Wasserschäden am Haus musste das Hotel geschlossen werden. StadtASG.

St. Otmar, Von



Kolorierter Plan mit den Wasserreservoirs und dem Tröckneturm der 'Bleicherei Schönenwegen', 1898. Der untere Burgweiher ist in gleicher Form bis heute erhalten. Baudokumentation.



Die Burg Waldegg vor dem Neu- bzw. Umbau durch August Hardegger, links mit Krüppelwalmdach die 1912 in die Nähe des Tröckneturms gezügelte Scheune. Vor 1901. Vadiana, VadSlg.



In der neu erstellten "Burg Waldeck" war zeitweise ein "Töchterpensionat" untergebracht. Kolorierte Postkarte mit dem aufwändig gestalteten Garten, um 1904. StadtASG.



Wie alle noch erhaltenen Interieurs geht auch diese in gotischer Manier erstellte Stube im ersten Obergeschoss auf den Architekten und Mittelalterexperten August Hardegger zurück.

Die «Burg Waldegg»

Zuerst mittelalterliches Burgareal...

Einst als Zentrum eines zusammenhängenden Areals erbaut, blickt die Burg Waldegg auf eine lange und ereignisreiche Geschichte zurück. Im Jahre 1474 erhielten die vermögenden St.Galler Bürger Steffan Grübel und Konrad Enggasser vom fürstbischöflichen Gericht Straubenzell die Erlaubnis, ein Schloss zu errichten, wobei sich die Fürststube ein Vorkaufsrecht und Nutzungsrecht während Kriegzeiten behielt. Hans Grübel, der Sohn des Bauherrn, steckte wegen Spielsucht und liederlichen Lebenswandels in Geldschwierigkeiten. Das Haus stand zum Verkauf. Da sich in den Familien der Bauherren keine Kaufinteressenten fanden, konnte die Abtei das Vorkaufsrecht ausüben. 1505 gelangte die Burg, mit all ihren dazugehörigen Gütern, in den Besitz der Fürststube unter Abt Franz Galsberg. Nach der Aufhebung des Klosterstaats ging das Burggut zunächst an den neu gegründeten Kanton St.Gallen über.

...dann Garn- und Rotfärberei

1825 ersteigerte der Kaufmann Johann Jakob Täschler das Grundstück. Er richtete auf dem Areal eine Garn- oder Rotfärberei ein. Das Versteigerungsprotokoll gibt Aufschluss über den Umfang des gesamten Areals, bestehend aus „in einem von Stein solid gebauten Wohnhaus oder Schloss“, das mehrere Wohnungen und im Dachstock „ein schön gestaltetes Thür(m)lein mit einer Gloke“ beherbergt, mit grossem gewölbtem Keller und „einem mit einer Mauer eingefassten Höflein“, in dem ein Holzbehälter, Waschhaus, Brunnen und Hühnerstall lagen. Weiters ist ein an das Wohnhaus angebaute Gebäude zur Pflanzenaufbewahrung erwähnt, sowie eine doppelte Scheune, Pferde- und Viehstallungen, Remise und Schopf. Für seine Färberei liess Täschler 1828, östlich der Kapelle Maria Einsiedeln in Straubenzell, ein Tröcknehaus, den heute noch erhaltenen Tröckneturm errichten.

Die Burg brennt und wird wiederaufgebaut

Am Vormittag des 17. Januar 1901 vernichtete ein verheerendes Feuer die spätmittelalterliche Burg und die angebaute Fabrik, die grosse barocke Scheune blieb hingegen unversehrt. Auf den erhalten gebliebenen, massiven Mauern der Burg liess der damalige Besitzer Johann Häni-Merhart ein neues Wohnhaus, einen „gestelzten, glatt verputzten Massivbau mit Satteldach, Dachreiter, Fusswalm, Sichtfachwerkbau und Eckerkern mit Zwiebelhauben“ vom bereits damals sehr bekannten St.Galler Architekten August Hardegger erstellen. Als Kenner historischer Baustile orientierte sich der Architekt beim Innenausbau an spätmittelalterlichen Wohnformen. So sind die Räume geschmückt mit gotisch beeinflussten, vertäfelten Wänden und Fenstersäulen, Gipsdecken, aufwändigen Parkettböden und bedruckten Tapeten.

Eine fachgerechte Renovation

Obwohl die Nachfahren Häni kleinere Umbauten und Erneuerungen vorgenommen haben, blieb der historisierende Bau von August Hardegger bis zur Renovation 1997 unter Architekt Arnold Flammer grösstenteils erhalten. Die Umnutzung zu einem repräsentativen Firmensitz machte eine umfassende Sanierung notwendig. Zur Schonung des historischen Gemäuers wurde der Zement-Aussenverputz von 1931 durch einen neuen Deckputz aus Weisskalk-Zementmörtel ersetzt. Bei der sorgfältigen Innenrenovation wurden originale Bauteile wie Wandtäfer, Türen, Treppengeländer, Kachelöfen oder Stuckdecken gesichert und restauriert, Dekorationsmalereien in der „gotischen Stube“ freigelegt und Nasszellen, sowie Küche vollumfänglich erneuert. Von Hardeggers Profanbauten haben sich bis heute nur wenige erhalten, darunter die „Burg Waldegg“.

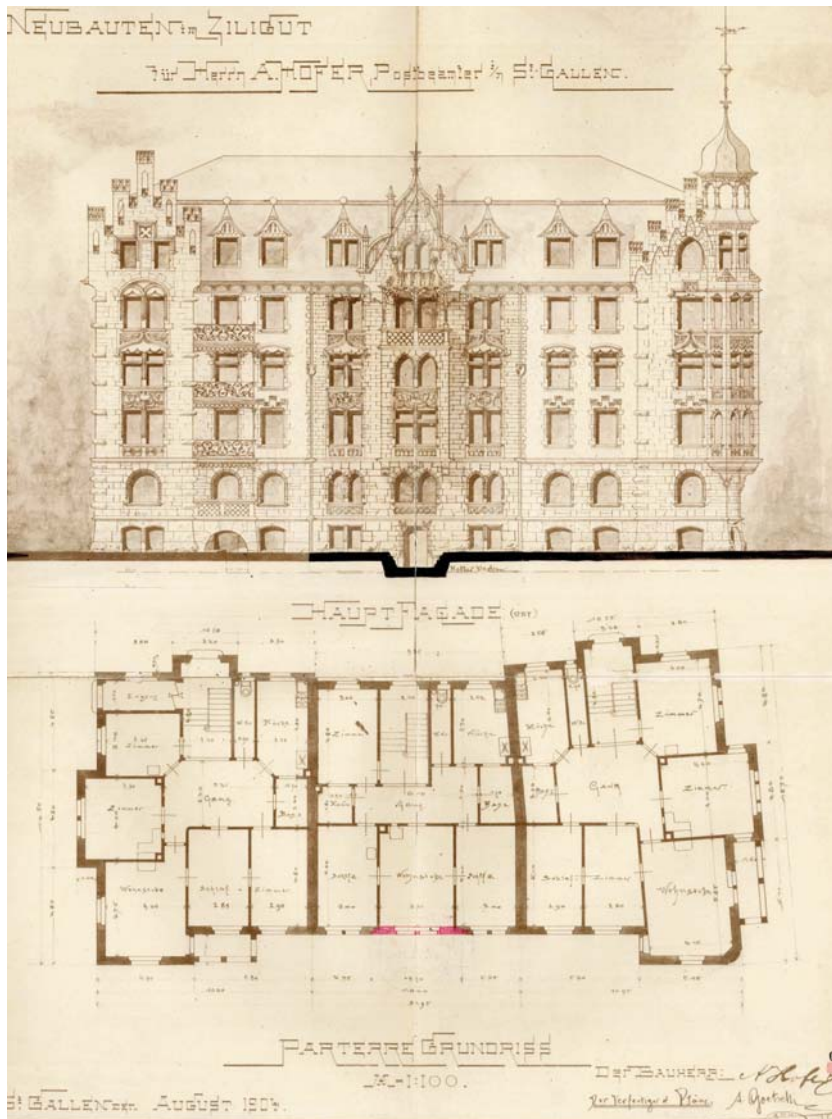


Schönenwegen mit dem Tröckneturm, dem langgezogenen Färbereigebäude am Bach und der Kapelle Maria Einsiedeln von 1770. Blick vom Burgweiherweg gegen Südosten. Bleistiftzeichnung von Johann Jacob Rietmann, 1856. Vadiana.



Während der Renovation 1997 konnte Architekt Arnold Flammer in den Grundmauern einige Spolien des spätmittelalterlichen Wohnturms lokalisieren.

wil und Parad



Projekt für drei Mehrfamilienhäuser im Zyligut (heute Zylistrasse 8/10 und Ilgenstrasse 21) von Albert Goetschi für den Postbeamten A. Hofer, 1904. Neogotische, vier-/fünfgeschossige Anlage mit Schaugiebeln, Erkern und reich instrumentalisierten Balkonanlagen. Baudokumentation.



Das Leben findet auf der Strasse statt! Quartierszene an der Kreuzung Ilgen- und Zylistrasse mit dem Restaurant Harmonie. Sammlung Uhler.



Blick von der Burgstrasse an die oben genannte Kreuzung. Das Eckhaus Ilgenstrasse 21 ist eines der am reichsten und phantasievollsten dekorierten Häuser, um 1910. StadtASG.



Blick durch die Ilgenstrasse gegen Osten, auf das ehemalige Hotel St. Leonhard. Links im Bild mit Fachwerkturm die "Villa" Grünstein, auch ein Mehrfamilienhaus. Um 1935. StadtASG.



Manche der Bauten muten fast schon kurios an, wie dieses mit dem gedrückten Turm an der Turnerstrasse auf Straubenzeller Boden. Aufnahme um 1908. StadtASG.



Der grosse Bau-Boom hinterlässt bis heute unvollendete Blockrandbauten. Blick durch die Ilgenstrasse ostwärts zur Kirche St. Othmar, um 1923. StadtASG.

Schloss oder Block?

Historistische Mehrfamilienhäuser im Zyligut

Nach 1900 entstanden in kürzester Zeit entlang der Burg-, Paradies-, Ilgen- und der Zylistrasse diverse aneinandergebaute Mehrfamilienhäuser. Es sind keine richtigen Blockränder, weil sie keine geschlossenen Innenhöfe formen, dennoch wurde hier eine hohe bauliche Dichte erreicht. Dank ihrer ansprechenden Gestaltung und den breiten Vorgärten fügen sich die städtisch dimensionierten Gebäude gut ins Quartier ein; mit den grosszügigen Grundrissen und den hohen Wohnräumen bieten sie zudem eine sehr gute Wohnqualität. Der Zeit entsprechend war der verwendete Formen- und Stilreichtum riesig: manche der Häuser erinnern mit ihren reich verzierten Ecktürmen an mittelalterliche Schlösschen, wieder andere an venezianische Paläste oder an klassizistische Repräsentationsbauten.

Abruptes Ende des Baubooms

Mit dem Beginn des ersten Weltkriegs 1914 kommt die intensive Bautätigkeit in St. Gallen zu einem abrupten Ende. Die vor kurzem noch mächtige Textilindustrie erweist sich als Klumpenrisiko; die Exporte der Stickereifirmen brechen schlagartig ein, weil ihre Luxusprodukte in Kriegszeiten nicht nachgefragt werden. Die "Wunden" dieser einschneidenden Zäsur sind besonders im Vonwil-Quartier gut sichtbar. Städtisch wirkende, fünfgeschossige Mehrfamilienhäuser stehen noch viele Jahrzehnte lang etwas verloren am Wiesland; unvollendete Blockränder und Brandmauern zeugen bis heute vom Glauben an das immerwährende wirtschaftliche Wachstum. Das Paradies ist zu dieser Zeit bereits überwiegend bebaut und hat seine städtebauliche Struktur bis heute intakt behalten können.

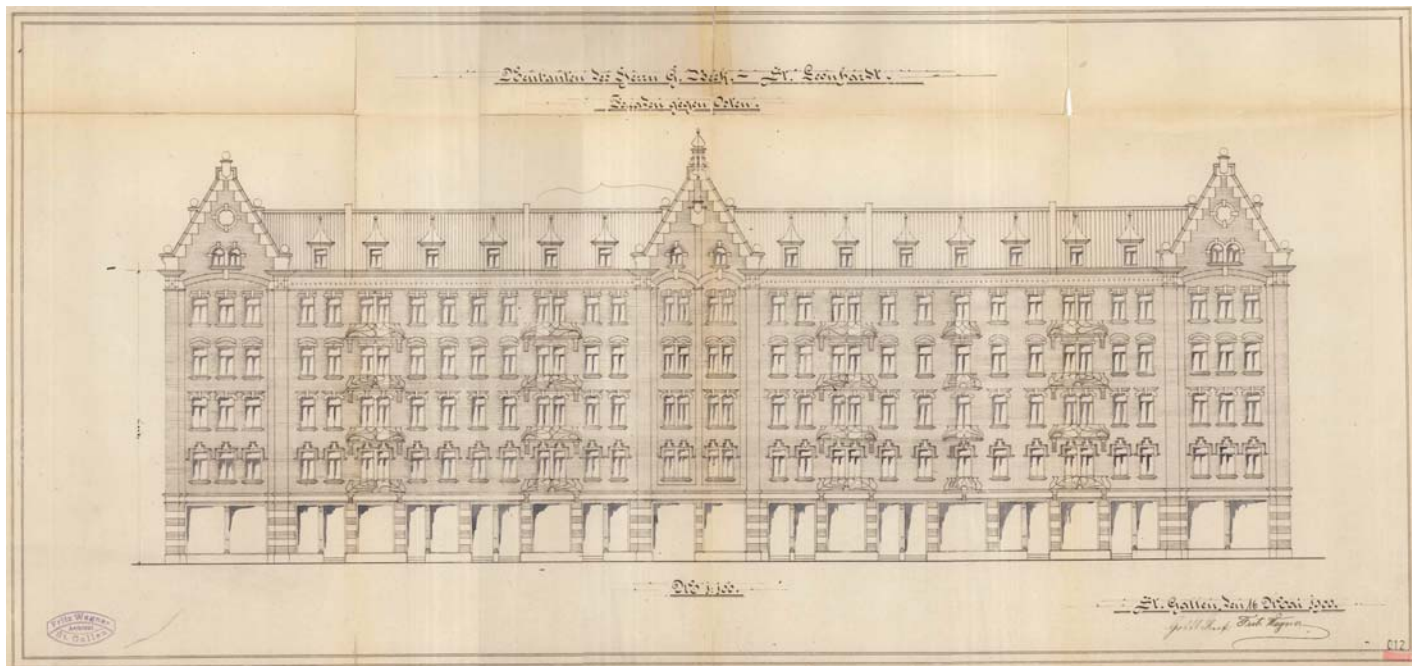
ies.

Ein urbaner Wohn- und Geschäftshauskomplex

Nach dem Abbruch diverser Gebäude des ehemaligen Klosters St. Leonhard um 1900 und der Umlegung der St. Leonhard-Strasse über die neue Brücke wurde zwischen der Lustgarten-, der Büchel- und der neuen St. Leonhard-Strasse ein dreieckiges Geviert frei. Es bot sich die Möglichkeit für eine grosse, zusammenhängende Blockrandbebauung mit Innenhof, wie sie in der Gründerzeit typisch war. Mit fünf Vollgeschossen und einem Dachgeschoss erreichte der Komplex tatsächlich eine für die Zeit noch ungewohnte Bauhöhe. Auf den Eingabe-Plänen wird die auch mit gestalterischen Mitteln unterstrichene Vertikalität der Fassaden gut ersichtlich. Passend dazu wählte der Architekt und Baumeister Fritz Wagner für seine Fassadengestaltung Motive aus der Gotik.

"Keine lärmenden und störenden Betriebe"

Nach der Auflösung des Friedhofes, der sich ziemlich genau unter dem heutigen Blockrand befand, stellte die Evangelische Kirchgemeinde beim Verkauf des Landes diverse Forderungen. So durften "auf der Nordseite der Kirche, also in der Häuserreihe längs der dortigen Strasse, keinerlei Bauten und Anlagen mit einem lärmenden und die Kultushandlungen störenden Geschäftsbetriebe" gestattet werden. Insbesondere sollte "die Bewilligung von Wirthshäusern ausgeschlossen sein". Die St.Leonhards-Kirche, zentraler Mittelpunkt gottesdienstlicher Handlungen, gestattete in ihrer Nähe keine uneingeschränkte Nutzung, schreibt Peter Röllin dazu.



Baueingabeplan der Ostfassade. Wichtige Elemente der Fassadengestaltung sind die Eckrisaliten mit ihrem spitzen Giebel und der Mittelrisalit, der nicht nur mit einem Spitzgiebel, sondern auch noch mit einem kleinen Zwiebeltürmchen betont ist. Das Erdgeschoss ist sehr städtisch ausgebildet, mit öffentlichen Funktionen und grossen Fensteröffnungen. Darüber folgen vier Wohngeschosse und das ausgebaute Dachgeschoss. Baudokumentation.

Der erste St.Galler «Wolkechratzer»



Die Häuser sind vor 115 Jahren in sehr solider Bauweise ausgeführt worden. Der dreisckenklige Baukomplex befindet sich heute im Inventar der schützenswerten Bauten und Anlagen. StadtASG.



Trotz Restaurantverbot von Seiten der Evangelischen Kirchgemeinde scheinen sich bald Gaststätten eingerichtet zu haben. Hier das Restaurant Gemperle in der Nummer 71. Sammlung Uhler.



Eine grossstädtische Atmosphäre geht von dieser winterlichen Postkarte mit Tram aus. Bildinhalt ist nicht die Gestaltung, sondern es sind die ungewohnten Dimensionen. Sammlung Uhler.



Trotz Verlust der Vorgärten und dicht gewordenem Verkehr strahlen die Gebäude bis heute Eleganz aus. Als städtebaulicher Auftakt bei der Autobahnausfahrt kommt ihnen eine wichtige Aufgabe zu.



Für den Bau des "St.Leopards" wurden 2002 zwei Blockrandbauten an der St.Leonhard-Str. 74/76 abgerissen. Sie bildeten mit dem Ensemble vis-à-vis eine wichtige städtebauliche "Zange".

Jahre

Die letzte Textilfabrik in der Stadt

Eines der auffälligsten baulichen Ensembles im St. Leonhard-Quartier ist das Fabrikareal der Bischoff Textil an der Bogen-, Büchel- und Burgstrasse aus den Jahren 1955/56. Der St. Galler Architekt Albert Bayer entwarf damals nicht nur das neungeschossige, scheibenförmige Hochhaus, sondern auch die daran anschliessende, langgezogene Shedhalle. Sie verfügt über nordwärts gerichtete Dachöffnungen, die für ideale Beleuchtung der filigranen Stickereiarbeiten sorgten. Im Sockel des Hochhauses befanden sich weitere Produktionsräume, in den oberen Geschossen ist bis heute die Administration des alteingesessenen St. Galler Textilbetriebs untergebracht. Die Fabrikanlage ist weitgehend erhalten geblieben, wenn auch in der Shedhalle keine Stickereimaschinen mehr rattern, da die Produktion längst aus der Stadt ausgegliedert wurde. Sie war lange, zusammen mit der Firma Forster Rohner im Osten der Stadt, die letzte produzierende Textilfabrik in St. Gallen.

Ein Hochhaus für St. Gallen

Albert Bayer, der bei Beginn der Planungen noch ein junger Architekt war, durfte zur Vorbereitung des Fabrikbaus auf Kosten des Bauherrn eine Studienreise nach Amerika antreten, um dort ähnliche Anlagen zu besichtigen. Die Positionierung der Fabrik am Fusse des Büchels und am Rand der Kreuzbleiche erforderte städtebauliches und architektonisches Talent; ausschlaggebend für die hohe Funktionalität des Gebäudes war aber seine durchdachte Statik. 150 Betonpfähle mit einem Durchmesser von 44cm sorgen für die Stabilität des Hochhauses. Im Inneren war grösstmögliche Flexibilität gefordert; sämtliche Geschosse sind stützenfrei ausgebildet und verfügen dank dem innen an der Fassade liegenden Stahlbetonskelett zudem über grösstmögliche Fensterflächen. Durch die damals neuartige Vorspannung des Stahlbetons konnten alle Lasten über die Unterzüge abgetragen werden.

Ein städtisches Fabrikareal...



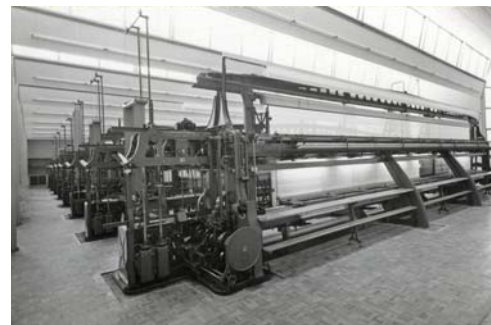
Die Stickereifabrik an der Bogenstrasse ist ein gutes Beispiel dafür, wie gute Architektur für eine Firma als Erkennungszeichen, gewissermassen als "Marke" dienen kann. Auf dieser Fotografie wird die Fabrik mit Hilfe einer geheimnisvollen nächtlichen Stimmung und präzise gesetztem Kunstlicht gleichsam inszeniert. Archiv Bischoff Textil.



Aufnahme von der Baustelle des Fabrikareals der Bischoff Textil. In den 1950er Jahren waren Hochhäuser in der Schweiz dünn gesät, die grosse Entwicklung vollzog sich erst in den 1960er Jahren. Archiv Bischoff Textil.



Auf dem gebogenen Grundstück konnten zwei leicht abgewinkelte Shedhallen eingepasst werden. Hier ein Blick vom Büchel hinunter, in der linken Bildmitte das Hotel Leonhard. Archiv Bischoff Textil.



Die Dimensionen der Arbeitssäle und die Anordnung der Oblichter ergaben sich aus den zwanzig unterzubringenden Stickmaschinen, welche je 13m breit waren und 5m Abstand erforderten. Archiv Bischoff Textil.



Die nördlich ausgerichteten Ob- und Seitenlichter der Stickssäle strahlen Kunstlicht in die dunkle Nacht. Diese und andere professionell erstellte Fotografien wurden auch für Werbezwecke verwendet. Archiv Bischoff Textil.

esausstellung.



Eigentlich befindet sich das Fabrikareal in einer Zone für viergeschossige Wohn- und Geschäftsbauten. Da die Fabrikationshalle aber nur eingeschossig erstellt wurde, bewilligte die Stadt zum Ausgleich daneben ein hohes Gebäude. Archiv Bischoff Textil.



Im neunten Geschoss befindet sich ein repräsentatives Sitzungszimmer mit beidseitigen Dachterrassen. Das Schmuckstück dieses hellen Raumes ist ein Wandbild von Willi Koch, das eine Kinderfestszene mit Stickereikleidern zeigt. Archiv Bischoff Textil.



Auch das Treppenhaus weist eine ausgewogene Detaillierung auf. Das Taubenblau aus dem Firmensignet wird hier als Farbtupfer am geschwungenen Geländer eingesetzt. Glasbausteine ergeben ein gleichmässiges, angenehmes Licht.

Das Baugeschäft und die Sägerei Oertly

Das Bauland der BischoffTextil befand sich ursprünglich im Besitz der Familie Oertly, die gleich daneben, an der heutigen Burg- und der damaligen Vonwilstrasse, ein Baugeschäft und eine Sägerei betrieb und in der Umgebung einigen Landbesitz hatte. Daniel Oertly, geboren 1824 in Herisau, war der Begründer dieses Familienunternehmens. Er zügelte 1871 sein Zimmermanns- und Baugeschäft nach St. Gallen und hat unter anderem die Villa Wiesental an der Rosenbergstrasse 95 sowie das klassizistische Mehrfamilienhaus an der Burgstrasse 12 entworfen und erbaut. Seine Söhne Daniel und Heinrich (geboren 1860 und 1863) betrieben ab 1889 mit viel Erfolg das Baugeschäft des Vaters unter dem Namen "Gebrüder Oertly" weiter.



Die Sägerei Oertly befand sich auf dem langgezogenen Areal zwischen der Paradies- und der Burgstrasse, welche früher Vonwilstrasse genannt wurde. Quartierverein St.Otmar.



Nach dem Abbruch der Sägereigebäude entstand das sechsgeschossige Mehrfamilienhaus nach einem Entwurf von Willi Schuchter. Quartierverein St.Otmar.

... und Wohnbauten aus den 1950er Jahren

Wohnbauten von Architekt Willi Schuchter

1959 entstand auf dem Gebiet der ehemaligen Sägerei Oertly ein langgezogenes Mehrfamilienhaus nach einem Entwurf des St. Galler Architekten Willi Schuchter. Es beansprucht annähernd die ganze Länge der Burgstrasse im Geviert bis zur Bogenstrasse. Der Ursprung der Orientierung war gemäss Unterlagen von 1959 eine geplante autobahnähnliche Durchgangsstrasse. Die plastische Durchbildung der Fassaden lässt den gesamten Gebäudekörper als ein zusammenhängendes Gebäude erscheinen, obschon es sich um drei unabhängige, durch Brandmauern getrennte, zweibündige Wohnbauten handelt. Das vereinheitlichende Prinzip beruht auf einer stark horizontal strukturierten, wohlproportionierten Fassadengestaltung.



Im Sonnenlicht zeigt sich die hohe Plastizität der Fassade optimal, man nimmt die präzisen Vor- und Rücksprünge wahr, den Kontrast von hellen und schattigen Fassadenelementen und die ausgewogenen Proportionen.